

MATTHES
& SEITZ
BERLIN
PAPER.
BACK

Omar El Akkad

AMERICAN WAR

Roman

Aus dem amerikanischen Englisch
von Manfred Allié und
Gabriele Kempf-Allié

Matthes & Seitz Berlin

Für meinen Vater

Der, welchen du strafen musst, ist der,
welcher dich straft.

Kitab al-Agani (*Buch der Lieder*)

Mein Erbe ist wie der sprenglicht Vogel,
um welchen sich die Vögel sammeln.
Wohlauf und sammelt euch, alle Feldtier,
kommet und fresset.

Jeremias 12,9

Die Vereinigten Staaten um 2075



Die Freien Südstaaten um 2075



Prolog

Als ich jung war, sammelte ich Postkarten. Ich hatte sie in einer Schuhschachtel unter dem Waisenhausbett. Später, als ich in meine erste eigene Wohnung in New Anchorage zog, steckte ich die Schachtel ganz unten in ein altes Ölfass in dem windschiefen Werkzeugschuppen. Ich fand immer, für jemanden, der fast sein ganzes Leben damit zubrachte, die Geschichte des Krieges zu erforschen, waren diese Momentaufnahmen aus einer verklärten, heiteren Welt ein schönes Gegengewicht, ein Ausgleich.

Manchmal überlegte ich, ob ich das Ölfass wegschaffen sollte. Ich machte mir Sorgen, dass jemand es sehen könnte, ein Kollege von der Universität vielleicht, und für eine Art aufsässiges politisches Statement halten, wie die Sezessionistenfahnen, die im Stammland der Roten mancherorts wehen, oder die verrosteten Straßenkreuzer vor den Häusern – machtlose Andenken an die Rebellion, Symbole einer zerstörten und zerstörerischen Vergangenheit. Schließlich stammte ich selbst aus dem Süden. Und auch wenn ich schon mit sechs Jahren auf neutralen Boden gekommen war und nie mit einer Menschenseele über mein Leben vor dieser Zeit gesprochen hatte, war es doch nicht ganz unvorstellbar, dass einer meiner Kollegen insgeheim überlegte, ob nicht ein wenig rotes Rebellenblut in meinen Adern floss.

Meine liebsten Postkarten stammen aus den 2030er und 2040er Jahren, den beiden letzten Jahrzehnten, bevor der Planet sich gegen das Land wandte und das Land gegen sich selbst. Es waren Bilder von den großen Ozeanstränden, bevor der ansteigende Meeresspiegel sie verschlang; Bilder aus dem Südwesten des Landes, bevor nur Asche davon blieb; Fotografien von den endlosen Ebenen des

Mittleren Westens, menschenleer unter strahlend blauem Himmel, bevor sich in der großen Wanderung all die vielen, die ihre Heimat an den Küsten verloren hatten, hier niederließen. Bilder, die an ein Amerika erinnerten, wie es in der ersten Hälfte des 21. Jahrhunderts gewesen war: überschäumend und übermütig, selbstvergessen, als gäbe es kein Morgen.

Ich weiß noch, wie ich meine erste Ansichtskarte kaufte. Es war eine Aufnahme des alten Anchorage. Auf der Uferpromenade der Stadt liegt dick der frisch gefallene Schnee, auf dem Wasser schwimmen Eisschollen, die Sonne steht tief hinter den Bergen.

Ich war sechs, als ich meinen ersten echten Sonnenuntergang in Alaska sah. Ich stand auf Deck des Schmutzglüschiffs, ein sonnenverbrannter Junge aus Georgia, ein Flüchtling. Ich weiß noch, wie sich die merkwürdigen weißen Flocken auf meinen Wimpern anfühlten und wie ich unwillkürlich mit den Zähnen klapperte – zum ersten Mal im Leben war mir kalt. Ich sah über den Bergspitzen die gefrorene dottergelbe Scheibe am Himmel hängen, und es kam mir vor, als sei ich am äußersten Ende der belebten Welt angelangt. Dem Ort, an dem jede Bewegung zum Stillstand kommt.



Ich gehöre zu dem, was man die Generation der Wunder nennt: diejenigen, die zwischen dem Beginn des Zweiten Amerikanischen Bürgerkrieges im Jahr 1974 und dessen Ende 1995 zur Welt kamen. Manche fassen den Begriff auch weiter und schließen die Kinder der zehnjährigen Seuchenzeit ein, die auf das Kriegsende folgte. Es ist eine alte Sitte in diesem Land, Generationen nach den Kriegen zu benennen, in denen sie hätten sterben sollen, und da bildet die Meine keine Ausnahme. Wir sind die wenigen, die dem Wüten der Selbstmordattentäter entgangen sind, der Willkür der Kriegsvögel; diejenigen, die rechtzeitig in gut bestückte Keller gebracht wurden, in Unwetterschutzräume, bevor die Pest der Wiedervereinigung

sich über den ganzen Kontinent ausbreitete. Die paar, die einfach nur Glück hatten.

Mein ganzes Berufsleben habe ich mit dem Studium des blutigen Krieges zugebracht, des Krieges, den dieses Land gegen sich selbst führte. Ich habe Aufsätze für Fachzeitschriften geschrieben und Artikel für die Massenblätter, habe den Vorsitz bei unzähligen Symposien und Workshops geführt. Ich habe alles gelesen, was an Quellenmaterial erhalten ist: Kongressakten, Aufzeichnungen von Zeitzeugen, die grausigen Berichte der Überlebenden der Seuche. Ich habe die Schrecken des Wiedervereinigungstages rekonstruiert, an dem es einem der letzten Rebellen des Südens gelang, sich in die Hauptstadt der Union zu schleichen und dort die Saat jener Krankheit auszusäen, die das Land in zehn entsetzliche Jahre des Sterbens stürzte. Schätzungen zufolge sind elf Millionen Menschen im Krieg umgekommen und beinahe zehnmal so viele durch die Seuche danach.

Ich habe Berge von Briefen bekommen, von Lesern und Kritikern, die jede erdenkliche historische Einzelheit anzweifeln – ob etwa die Rebellen tatsächlich für dieses oder jenes Selbstmordattentat verantwortlich waren; ob das Massaker von Da-und-da tatsächlich so schlimm war, wie die Propaganda des Südens behauptete. In meinen Aktenschränken finden sich Hunderte solcher Schreiben, allesamt Variationen desselben Themas: dass ich, ein wohlbehüteter Bewohner von New Anchorage, privilegierter Bürger des neutralen Nordens, der nie an einer echten Schlacht teilgenommen habe, von diesem Krieg nicht die geringste Ahnung hätte.

Aber dafür weiß ich Dinge, die kein anderer weiß. Ich weiß es, weil sie es mir erzählt hat. Und nun, da ich es weiß, bin auch ich darin verstrickt.



Jetzt, fast am Ende meines Lebens angekommen, habe ich mir all die Erinnerungsstücke an meine jungen Jahre noch einmal angeschaut. Vor kurzem ist mir jene allererste Ansichtskarte in die Hand gekommen. Über hundert Jahre ist es nun her, seit die Fotografie entstanden ist; bis auf das Meer und die Berge ist alles, was darauf zu sehen ist, verschwunden. New Anchorage, eine weitläufige Ansammlung flacher Gebäude und wohlhabender Vorstädte, die sich an den Fuß der Hügel schmiegen, ist im Laufe der Jahre immer weiter landeinwärts gewandert. Die Docks, in denen ich seinerzeit als entwurzelte Kriegswaise ankam, sind seither mehrfach zurückverlegt und neu befestigt worden. Und wo einst Anleger aus knorrigem Holz waren, sind jetzt modulare Plattformen, die man leicht ab- und ein Stück weiter oben neu aufbauen kann. Schwere Stürme kommen ohne jede Vorwarnung.

Manchmal gehe ich am Hafen von New Anchorage spazieren, vorüber an Werft und Kais. Näher kann ich dem Punkt jetzt nicht mehr kommen, an dem ich einst neutralen Boden betrat, wenn ich mich nicht von einem der Boote, die zu den Wracks ausfahren, mitnehmen lassen will. Mein Arzt sagt, regelmäßige Spaziergänge sind gut für mich, und ich soll ruhig an die frische Luft gehen, wenn ich keine Schmerzen dabei habe. Wahrscheinlich sind das die harmlosen Geschichten, die er all seinen todkranken Patienten erzählt, denen, die schon lange den Schritt vom »Das ist gut für Sie« zum »Kann Ihnen nicht schaden« gemacht haben.

Eine seltsame Sache, das Sterben. So viele Jahre lang habe ich geglaubt, es würde von einem Tag auf den anderen vorbei sein, irgendwann, wenn die Seuche auch in den Norden, auf neutralen Boden, vorgedrungen war oder wenn die Roten von neuem rebellierten und eine neue Runde des Brudermords begann. Stattdessen bin ich nun zur gewöhnlichsten Form des Sterbens verurteilt, einer zu großen Zahl zu schlecht funktionierender Zellen. Ich habe einmal gelesen, dass ein nicht zu gefräßiger Krebs, rein praktisch gesprochen, gar keine so schlechte Todesform ist – nicht so langwierig, dass man jahrelang leiden muss, aber doch so, dass die Zeit

bleibt, alle notwendigen Vorkehrungen zu treffen – zu sagen, was gesagt werden muss.



Geschneit hat es schon seit Jahren nicht mehr, aber manchmal kriecht Ende Januar ein klein wenig Frost die Fensterscheiben hinauf. An solchen Tagen gehe ich gern hinaus ans Wasser und sehe mir die Dampfwolken meines Atems an. Ich fühle mich unbeschwert. Ich fürchte mich nicht mehr.

Ich stehe am Ende der Hafenpromenade und schaue hinaus aufs Wasser. Ich denke an all das, was es genommen hat, und all das, was mir genommen wurde. Manchmal starre ich stundenlang hinaus aufs Meer, sogar wenn es längst dunkel ist, so lange, bis ich anderswo angelangt bin, an einem anderen Ort, in einer anderen Zeit: wieder in dem geschundenen Land der Roten, in dem ich geboren bin.

Und dann sehe ich auch sie wieder, wie sie aus dem Wasser steigt. Sie ist noch genau, wie ich sie in Erinnerung habe, ein mattsiger brauner Leib, der Rücken zerfurcht von aschgrauen Narben, und jede einzelne legt Zeugnis ab von der Folter, die sie erdulden musste, den Verbrechen, die man ihr in den Verliesen angetan hat. Sie steigt aus dem Wasser, ein Fels aus Fleisch, wiedergeboren aus dem offenen Schoß des Savannah. Und ich bin wieder ein Kind, weiß noch nichts davon, wie ich schon bald meinen Eltern, meinem Zuhause entrissen, wie ich verraten werde. Ich bin wieder zu Hause am Fluss, und ich bin glücklich, und ich liebe sie noch. Das ist mein Geheimnis – dass ich sie liebe bis zum heutigen Tag.

Dies ist keine Geschichte über den Krieg. Es ist eine Geschichte über Zerstörung.

I.

**April 2075
St. James, Louisiana**

1. Kapitel

Damals war ich glücklich.



Die Sonne brach durch einen Pilgerzug aus Wolken und schaute mit unerbittlichem Auge herab auf das Mississippimeer.

Das Wasser stand braun und reglos am Ufer. Die See riss ihr Maul auf bis weit über das zerstörte Marschland, Jahr für Jahr fraß das Wasser mehr von dem Schlick und dem Sand und dem Lehm fort, bis die Fundamente der alten Farmhäuser am Fluss, der Kunststofffabriken und der Bahndämme nachgaben. Bevor die Häuser schließlich ins Wasser rutschten, holten die letzten Delta-bewohner – die, die ausharrten – noch alles Brauchbare heraus. Das Wasser verschlang das Land. Im Südosten blieb von der einst ruhmreichen Stadt New Orleans nur noch ein großer Tümpel, umgeben von Deichen. Das Taufbecken für ein neues Amerika.

Ein kleines Mädchen, sechs Jahre alt, saß auf der Veranda seines Elternhauses unter einem Vordach aus Holzschindeln. Es hielt ein Plastikgefäß mit Honig in der Hand, geformt in Gestalt eines Bären. Aus dem Ausgießer oben auf dem Bärenkopf floss goldene Flüssigkeit auf die billigen Bodendielen aus Kiefer.

Das Mädchen ließ den Honig in die tiefen Astlöcher der Dielen rinnen und verfolgte die Schlängelbewegungen, mit denen er sich den Konturen seiner neuen Umgebung anpasste. Das ist ihre früheste Kindheitserinnerung, der Anfang von allem für sie.

Und so will ich in den Augenblicken, in denen die Bitterkeit nachlässt, gern an sie zurückdenken. Als Kind.

Ich wünschte, ich hätte sie damals gekannt, damals als sie noch heil war.

»Was fällt dir ein, Sara Chestnut?«, schimpfte die Mutter des Mädchens von der Tür des Transportcontainers her, der für die Chestnuts ihr Zuhause war. »Habe ich dir gesagt, du sollst Sachen vergeuden, die nicht zum Vergeuden da sind?«

»Entschuldige, Mama.«

»Hast du gearbeitet, damit wir diesen Honig kaufen können, hm? Nein, ich glaube nicht. Geh jetzt und hol deine Schwester, und dann ab zum Frühstück, bevor euer Daddy losmuss.«

»Okay, Mama«, sagte das Mädchen und reichte den halbleeren Honigbüchsen zurück. Sie duckte sich an der Mutter vorbei, die ihr dabei den Staub vom Po ihres Fleur-de-Lys-Kleids klopfte.

Das Mädchen hieß Sara T. Chestnut, aber sie selbst nannte sich Sarat. Der Name war aus einem Missverständnis in der Schule entstanden, Anfang des Jahres. Die neue Lehrerin hatte aus Versehen die mittlere Initiale als letzten Buchstaben des Vornamens gelesen – *Sarat*. Für die Ohren des kleinen Mädchens klang der Name genau richtig. Sara, das verschwand einfach, ein *ahh*, das sich in Luft auflöste. *Sarat* endete mit einem Klacken, wie eine Bärenfalle, die zuschnappt. Ein paar Monate später machte die Schule zu, die meisten Lehrer und Schüler flohen nach Norden vor dem heranrückenden Krieg. Aber der Name blieb.

Sarat.

Hundert Fuß abseits vom westlichen Flussufer lebten die Chestnuts in einem Wellblechcontainer, einem Beutestück vom Werftgelände nicht weit ab. Keilförmige Stahlplatten, wiederum in Betonblöcke im Erdboden eingegossen, dienten dem Haus als Fundament. Brauner Rost breitete sich langsam von den Kanten her aus, vorangetrieben von der ewigen Feuchtigkeit.

Ein Spalier aus altmodischen Sonnenkollektoren bedeckte das

ganze Dach bis auf eine Ecke, in der sie in einem Tank Regenwasser sammelten. Bei den Kollektoren lag eine wasserfeste Plane. Wenn ein Unwetter kam, spannten sie die Plane über das Dach, mit Seilen an allen vier Enden, die sie an Haken festzurten. Sie lenkten das Wasser von den Zellen in den Tank oder ließen es, wenn der Tank voll war, auf den Boden und zum Fluss weiter unten abfließen, und so bekamen sie Trinkwasser und schützten zugleich ihr Zuhause vor Rost und Verfall.

In manchen Winterstürmen suchte die ganze Familie Zuflucht auf der Veranda; das Vordach hing durch, es tropfte, aber es ersparte ihnen den unerträglichen Lärm, der bei schwerem Regen im Inneren des Containers dröhnte, wie die Steeldrums bei einem Calypso.

Im Sommer, wenn im Haus Temperaturen wie in einem Schmelzofen herrschten, verbrachten sie die meiste Zeit draußen. Diese lange, sengende Sommerzeit, die von März bis Mitte Dezember anhielt, war für Sarat, ihre Zwillingschwester Dana und ihren älteren Bruder Simon die glücklichste Zeit ihrer Kindheit. Die Kinder, von den Eltern aus der Ferne im Auge behalten, holten mit Eimern Wasser aus dem Fluss und begossen ein Stück Ufer so lange, bis sie eine Rutsche hatten. Ganze Nachmittage und Abende brachten sie so zu: die Kinder glitschten den Abhang hinunter ins Wasser und kletterten dann an einem mit Knoten versehenen Seil wieder nach oben; bei der Abfahrt quietschten sie vor Vergnügen, und ihre Hinterteile gruben tiefe Furchen in den Schlamm.

In einem Verschlag hinter dem Haus hielten sie ein paar halbverhungerte Hühner. Die Hühner machten viel Lärm, liefen aufgeregt hin und her, die Federn waren schmutzig und braun. Wenn sie gefüttert wurden und es nicht zu heiß war, legten sie Eier. Zu anderen Zeiten, am Rande der Revolte oder des Hungertods, schlachtete man sie lieber, die Köpfe zwischen zwei Nägel auf einem Baumstumpf geklemmt.

Der Container war mit Stellwänden unterteilt. Benjamin und Martina Chestnut lebten im hintersten Teil des Hauses. Der neun-

jährige Simon und die Zwillinge, sechs Jahre alt, teilten sich das mittlere Drittel, ein Burgfrieden, der von Tag zu Tag brüchiger wurde.

Im letzten Drittel des Hauses gab es einen Küchentisch aus sandfarbenen Latten, schmierig und schartig geworden durch langen und intensiven Gebrauch. Daneben stand ein Vorratsschrank aus Kiefernholz, und darin gab es Süßkartoffeln, Reis, Tüten mit Kartoffelchips und süßen Frühstücksflocken, Pekannüsse, Mehl sowie gemahlene Hirse vom Feld zwischen dem Haus der Chestnuts und ihrem nächsten Nachbarn. Ein kleiner Kühlschrank, der den Sonnenkollektoren schwer zu schaffen machte, enthielt Milch und Butter sowie Dosen mit Vorkriegs-Cola.

An der Haustür hielt eine Statue aus Benjamins Kindertagen Wacht. Es war eine Keramikfigur der Jungfrau von Guadalupe, die Hände aneinandergelegt und den Kopf gesenkt im Gebet. Eine Girlande aus gelben Mädchenaugen- und weißen Irisblüten war ihr zu Füßen gelegt, und dort stand auch der Stumpf einer Kerze mit Magnolienduft. Wenn die Blumen verwelkt waren, wurden die Kinder losgeschickt, um bei den Feldern frische zu suchen.

Nun hüpfte Sarat an dieser Statue vorüber, auf der Suche nach ihrer Schwester. Sie fand sie im hinteren Teil des Hauses, wo sie auf dem Bett ihrer Eltern stand und mit stählerner Konzentration ihr Bild im ovalen Schminkspiegel betrachtete. Sie hatte eins der Hauskleider ihrer Mutter genommen, einen einfachen ärmellosen Kittel, immer noch lila, obwohl unzählige Male gewaschen. Das kleine Mädchen steckte in der oberen Hälfte des Kleides, die ihm bis zu den Knöcheln reichte; der Rest hing einfach vom Bett herab bis zum Boden. Sie hatte, und zwar entschieden zu großzügig, den kirschroten Lippenstift ihrer Mutter aufgelegt – das wertvollste Stück unter den wenigen und nur selten benutzten Schminksachen der Mutter. Auch wenn sie sich noch so viel Mühe gegeben hatte, hatte Dana den Konturen ihrer kleinen rosa Lippen nicht folgen können und sah nun aus, als hätte sie sich gerade mit beiden Händen Erdbeertorte in den Mund gestopft.

»Komm spielen«, sagte Sarat, in Verlegenheit gebracht durch das, was ihre Zwillingschwester dort tat.

Ärgerlich drehte Dana sich zu ihrer Schwester um. »Ich bin beschäftigt«, sagte sie.

»Aber mir ist langweilig.«

»Ich bin jetzt eine Dame!«

Dana wandte sich wieder dem Spiegel zu, versuchte, mit dem Handrücken ein wenig von dem Lippenstift fortzuwischen.

»Mama sagt, wir müssen jetzt mit Daddy frühstücken.«

»Okay. Oooo-kay«, sagte Dana. »Man hat aber auch keinen Augenblick Ruhe in diesem Haus«, fügte sie noch hinzu, ein Satz, den sie von ihrer Mutter aufgeschnappt hatte.

Sarat war die Zweitgeborene, fünfeinhalb Minuten später zur Welt gekommen als ihre Schwester. Und auch wenn ihre Eltern ihr gesagt hatten, sie und Dana seien beide Fleisch vom selben Fleische, war Dana der Liebling ihres Vaters, des Vaters mit dem unbekümmerten Humor und dem ehrlichen Lächeln. Sarat kam auf ihre Mutter: verbissen, hart und furchtlos. Sie waren Zwillinge, aber sie waren einander nicht ähnlich. Oft hörte Sarat, wie ihre Mutter sie »einen Racker« nannte. Gott hat mir zwei Kinder auf einmal gegeben, sagte sie, aber nur Mädchen genug für eine.



Als Dana fort war, blieb Sarat noch ein paar Minuten im Zimmer ihrer Eltern. Mit einiger Verwirrung betrachtete sie das Ding, mit dem ihre Schwester sich die Lippen beschmiert hatte. Anders als der Fluss und die Sträucher und die Tiere und Vögel in der Natur interessierte der Lippenstift sie nicht; ihr versprach er kein Abenteuer. Das war etwas für ihre Zwillingschwester, für die, die so versessen auf das Erwachsensein war. Warum Dana sich so verzweifelt wünschte, zu den Großen zu gehören, verstand Sarat einfach nicht.

Dana kam nach draußen, immer noch im Kleid ihrer Mutter.

»Habe ich dir nicht verboten, an meine Kommode zu gehen?«, schimpfte Martina.

»Entschuldige, Mama.«

»Die Entschuldigung kannst du dir sparen – und zieh das Kleid hoch, du schleifst es überall durch den Dreck.« Martina zog ihrer Tochter das Kleid wieder aus. »Ich habe deine Schwester reingeschickt, um dich zu holen, und jetzt kommst du her, vollkommen verschandelt, und sie macht drin wahrscheinlich gerade genau das Gleiche.«

»Die kann sich nicht schminken«, sagte Dana. »Die ist hässlich.«

Martina kniete sich hin und packte ihre Tochter bei den Schultern. »Sag so etwas nie wieder, verstanden? Sag nie wieder, dass sie hässlich ist, sag nie wieder ein böses Wort über sie. Sie ist deine Schwester. Und sie ist ein schönes Mädchen.«

Dana ließ den Kopf hängen und schmolte. Martina fasste sie am Kinn, so dass sie aufblicken musste.

»Hör mir zu«, sagte sie. »Du gehst jetzt nach drinnen und sagst ihr das. Sag ihr, sie ist deine Schöne.«

Dana stapfte zurück ins Haus. Ihre Schwester steckte gerade den Lippenstift der Mutter zurück ins Schminkkästchen.

»Du bist meine Schöne!«, rief Dana, dann stürmte sie aus dem Zimmer.

Einen Moment lang stand Sarat verdattert da. Sie war ja noch ein Kind, sie wusste nicht, wozu eine Lüge gut sein sollte. Sie konnte sich gar nicht vorstellen, dass jemand etwas sagte, obwohl er es nicht meinte. Sie lächelte.



Draußen bereitete Martina das Frühstück auf einem schweren Holzofen. Auf Tellern und in Schüsseln richtete sie Brötchen und Hirsemüsli und Spiegeleier und falschen Pfefferspeck an, braun gebraten in seinem eigenen Fett.

An den schlaffen Wangen, den dunklen Ringen um die Augen

sah man Martina ihre neununddreißig Jahre deutlich an – mehr als man es im Gesicht ihres Mannes sah, obwohl der fünf Jahre älter war als sie und die beiden schon ihr halbes Leben zusammen waren. Sie war füllig um die Taille, aber nicht dick, ihr Körper hatte jene Art von Robustheit, die ein Leben auf dem Lande mit sich bringt und mit der sie, wenn notwendig, schwere Lasten tragen und lange Strecken gehen konnte. Anders als ihr Mann, der als Kind illegal aus Mexiko ins Land gekommen war, damals, als der Migrantenstrom noch Richtung Norden ging, war sie keine Einwanderin. Sie war da, wo sie lebte, geboren.

»Frühstück!«, rief Martina und wischte sich mit einem zerlumpten Geschirrtuch den Schweiß von der Stirn. »Alle herkommen, und zwar sofort. Ich sage es nicht noch einmal.«

Benjamin kam, frisch rasiert und geduscht, aus dem Waschküchen hinter dem Haus.

»Beeil dich, iss etwas, bevor er hier ist«, drängte Martina.

»Ja doch, immer mit der Ruhe«, entgegnete ihr Mann. »Hast du ihn schon je pünktlich erlebt?«

»Wo ist deine gute Krawatte?«

»Es ist doch kein Vorstellungsgespräch, es geht nur um eine Arbeitserlaubnis. Ich gehe nur ins Büro einer Behörde; nicht anders als wenn ich zur Post ginge.«

»Wann haben sich zum letzten Mal Leute gegenseitig umgebracht, um etwas von der Post zu bekommen?«

Benjamin setzte sich an den Tisch im Freien. Er war ein hagerer Mann mit einem hageren Gesicht; die beinahe zusammengewachsenen Augenbrauen bildeten die Basis für eine glatte, hohe Stirn, die umso höher wirkte, weil er zu den Schläfen hin schon ein wenig kahl wurde. Er war stets glatt rasiert, bis auf ein schmales schwarzes Schnurrbärtchen, von dem seine Frau sich immer vorstellte, Leute könnten ihn deswegen für unseriös halten.

Er küsste Sarat auf die Stirn, und als er seine andere Tochter sah, das Gesicht vom Lippenstift verschmiert, küsste er sie auch.

»Deine Mädchen sind schon wieder ungezogen gewesen«, sagte

Martina. »Die lernen keine Manieren, sie tun nie, was man ihnen sagt.«

Benjamin sah Dana mit gespielter Empörung an und schüttelte den Kopf, dann beugte er sich vor und flüsterte ihr ins Ohr.

»Ich finde, du siehst gut damit aus.«

»Danke, Daddy«, flüsterte Dana zurück.

Alle versammelten sich um den Tisch. Martina rief nach Simon, und bald kam auch er um die Verandaecke und brachte das eben abgesägte Unterende der zehnsprossigen Leiter mit.

Als er sah, was für ein Gesicht seine Mutter machte, ging er sofort in die Verteidigung: »Dad wollte, dass ich das mache.«

Martina sah ihren Mann an, der unbekümmert seinen Speck aß und den sauren Kaffee trank, in dem die Körnchen noch schwebten. Es war grässliches Zeug aus Militärrationen, nur dazu da, dass die Soldaten nicht einschliefen.

»Sieh mich nicht so an«, sagte Benjamin. »Smith braucht eine Leiter. Er will neue Schindeln aufs Dach tun; die alten sind schon ganz morsch.«

»Und da gibst du ihm die Hälfte von unserer?«

»Ist doch nur fair. Schließlich ist er derjenige, der den Mann im Büro für die Arbeitsgenehmigungen kennt. Ohne ihn könnten wir genauso gut versuchen, uns den Weg über die Grenze freizuschließen.«

»Der hat Geld wie Heu, er kann sich tausend Leitern kaufen«, schimpfte Martina. »Du hast doch gesagt, er will uns einen Gefallen tun.«

Benjamin lachte. »Eine Arbeitserlaubnis für die Nordstaaten im Tausch gegen eine halbe Leiter, das ist immer noch ein Gefallen.«

Martina schüttete den Kaffeesatz auf den Boden. »Wir müssen genauso unser Dach reparieren wie die Smiths«, sagte sie.

»Aber eine Leiter mit fünf Sprossen reicht dazu«, beharrte Benjamin, »gerade wo unser Junge jetzt groß und stark genug zum Hinaufklettern ist.«

Da stimmte Simon ihm eifrig zu und versprach seiner Mutter, er

werde regelmäßig nach oben klettern und Chlor in den Wassertank tun und den Vogeldreck von den Sonnenkollektoren wischen, genau wie sein Vater.

Sie aßen alle miteinander. Benjamin, sein Leben lang spindeldürr, verschlang seine Eier und Speck mit sichtlichem Vergnügen. Sein Sohn sah zu, merkte sich jede kleinste Bewegung seines Vaters, schrieb es in ein ehernes Lehrbuch, aus dem er studierte, was es hieß, ein Mann zu sein. Bald hatte auch der Junge seinen Teller mit dem Brot saubergewischt.

Die Zwillinge tranken Orangensaft aus Plastikbechern und pickten nur an den Brötchen, bis ihre Mutter sie ihnen mit ein wenig Butter und Aprikosenmarmelade schmackhafter machte, und dann aßen sie schweigsam, tief in geheime Gedanken versunken.

Martina betrachtete ihren Mann, die Augen reglos und still, ein Blick, der ihren Kindern streng vorkam, von dem aber ihr Mann wusste, dass er einfach ihr ganz normaler Ausdruck war.

Schließlich sagte sie: »Erzähl ihnen nichts über deine Arbeit für den Freien Süden.«

»Das ist kein Geheimnis«, entgegnete Benjamin. »Die wissen genau, dass jeder hier in der Gegend irgendwann mal für den Freien Süden gearbeitet hat. Das heißt ja nicht automatisch, dass ich zur Flinte gegriffen habe.«

»Aber du musst es ihnen nicht ausdrücklich sagen. Wenn du es ihnen sagst, dann müssen sie ein Kästchen auf dem Formular ankreuzen und nehmen dich mit nach nebenan und stellen dir alle möglichen Fragen. Und am Ende bekommst du keine Erlaubnis, aus Sicherheitsgründen oder wie es dann heißt. Sag, du arbeitest in der Näherei, das ist ja nicht gelogen.«

»Mach dir doch nicht dauernd so viele Sorgen«, sagte Benjamin, lehnte sich auf seiner Bank zurück und zupfte an Fleischresten zwischen den Zähnen. »Wir kriegen unsere Erlaubnis schon. Der Norden braucht Arbeiter, und wir brauchen Arbeit.«

Simon fragte: »Wieso müssen wir überhaupt in den Norden? Wir kennen doch niemanden da.«

Omar El Akkad ist Autor, Journalist und Kriegsreporter. Er wurde 1982 in Ägypten geboren, wuchs in Katar auf, zog als Teenager nach Kanada und lebt heute in den Vereinigten Staaten. Seine Romane wurden mit zahlreichen Preisen ausgezeichnet und in dreizehn Sprachen übersetzt. Zuletzt bei Matthes & Seitz Berlin: *Eines Tages werden alle immer schon dagegen gewesen sein.*

Manfred Allié, 1955 in Marburg geboren, übersetzt seit über dreißig Jahren Literatur, u. a. von Jane Austen, Joseph Conrad und Richard Powers. 2006 wurde er mit dem Helmut-M.-Braem-Preis ausgezeichnet.

Gabriele Kempf-Allié, 1954 geboren, ist im Hauptberuf Lehrerin für Englisch und Geschichte und seit vielen Jahren als Übersetzerin tätig. Sie lebt mit ihrem Mann in der Eifel und in Köln.

Matthes & Seitz Berlin · Paperback · 090

Erste Auflage dieser Ausgabe 2026

Copyright © 2026

MSB Matthes & Seitz Berlin Verlagsgesellschaft mbH

Großbeerenstr. 57A, 10965 Berlin, Deutschland

info@matthes-seitz-berlin.de

Die Originalausgabe erschien 2017 unter dem Titel

American War bei Alfred A. Knopf © Omar El Akkad, 2017,

die vorliegende deutsche Übersetzung erschien erstmals

2017 bei S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main.

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere die Nutzung des

Werkes für Text und Data Mining im Sinne von § 44b UrhG.

Umschlaggestaltung: Pauline Altmann, Palingen

Satz: Dörlemann Satz, Lemförde

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-7518-4557-1

www.matthes-seitz-berlin.de